

## Suchen, Hervorbringen, Bewahren oder wie die Welt des Holzschneiders entsteht

Univ. Prof. Mag. Dr. habil. Anton Amann  
(Mittelberg und Wien)

Um keine falschen Erwartungen zu wecken, schicke ich voraus, dass ich in fast allen Fragen, die das künstlerische Hervorbringen und diese Ausstellung hier betreffen, ein Dilettant bin. Ein überzeugter. Detlef Willand versuche ich, einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Ihnen, sehr geehrte Damen und Herrn, versuche ich, ein paar Gedankenvorschläge zu unterbreiten.<sup>1</sup>

### 1. Suchen und Hervorbringen

Als Ausgangspunkt meines Vortrags wähle ich einen Satz des französischen Philosophen Michel Foucault, mit dem die Schwierigkeiten bezeichnet sind, um die es hier geht: *Wir müssen uns nicht einbilden, dass uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben. Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Was tun wir dann in dieser Welt, wenn das stimmt?*

*Wir suchen.* Jedem wird das abgefordert, von der Geburt bis zum Tod. Jeder sucht auf seine Art, sei er Tor oder Weiser. In der Literatur und in der Philosophiegeschichte gibt es für dieses Suchen auch den Begriff der „Fahrt“. Sie ist einerseits in die Ferne gerichtet, auf Neues und Unbekanntes (Holzschnitt *Argo*), andererseits aber auch nach innen. Daraus leitet sich die Vorstellung ab, dass jede Fahrt nach außen auch eine nach innen ist, die den Menschen unweigerlich verändert (im 20. Jahrhundert sehr anschaulich dargestellt von Ernst Bloch in „Das Prinzip Hoffnung“, Erster Band).

Das *Wie* dieses Suchens ist nun näher zu bestimmen.

*Wie* wir existieren, leben und suchen, kann aus vielen Blickwinkeln betrachtet werden. Anthropologie, Theologie, Philosophie usw. bieten uns viele Möglichkeiten an, bei denen dann von Menschenbild, *conditio humana* usw. die Rede ist. Als Sozialwissenschaftler wähle ich die Kultur. Aus dieser Sicht ist der wichtigste Gedanke der des *Hervorbringens*. Um mit einer Welt, die nicht Komplize unserer Erkenntnis ist, sinnvoll umgehen zu können, bringen wir eine eigene Welt hervor, unsere Welt, in der wir leben. Täglich, stündlich, immerzu. Jeder auf seine Art. Weshalb auch nichts ewigen Bestand hat. Das ist ein Gedanke, der von Immanuel Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ äußerst klar formuliert worden ist.

Mit dieser Arbeit hatte Immanuel Kant seine "Kritik" gegen das gerichtet, was man spekulative Vernünfteleien nennen könnte. Nämlich die Kritik an Gedanken, die auf ein rein spekulatives, durch keine Beobachtungen kontrolliertes Denken und Argumentieren über die Welt gegründet sind, ein Denken, das sich notwendig, so zeigt Immanuel Kant, immer in Antinomien (unauflösbare Widersprüche) verstricken und verwickeln muss. Doch daraus ist umgekehrt nicht der Schluss abzuleiten, dass nur rein die empirische Beobachtung uns zur Erkenntnis über die Welt ver helfe. Die Lösung aus dem Dilemma, die Immanuel Kant findet, ist glänzend formuliert:

*Der Verstand schöpft seine Gesetze (...) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor.*

---

<sup>1</sup> Dieser Text ist die vollständige Vorlage, auf die im Vortrag nicht zur Gänze eingegangen wurde (Ausstellungseröffnung am 3.12.2010 in der Villa Jaus in Oberstdorf).

Das heißt nichts anderes, als dass wir selbst wenigstens zum Teil jene Ordnung erzeugen, die wir in der Welt vorfinden. Wir sind es, die unser Wissen von der Welt erschaffen, wir sind es zumindest zum Teil, die jene Ordnungen konstruieren, die wir in der Welt als Ordnungen dann vorzufinden meinen.

Nun gehört zu dem Gedanken des Hervorbringens ein zweiter: der der *Konstruktion*. Wir bringen unsere Welt konstruierend hervor, wobei ich dieses Konstruieren als *soziales Konstruieren* verstehe: von Ideen, Einfällen, Gegenständen, Maschinen, Bildern und Symbolen. Also materiell und immateriell. Letztlich ist die Gesamtheit dieser Hervorbringungen die Kultur. Konstruiert sind die Vorstellungen der Menschen insofern, als sie einen kreativen Akt darstellen, in dem sie die Objekte, Einrichtungen und äußeren Erscheinungen, die Symboliken schaffen. Familie, Geschlecht, Alter, Staat; aber ebenso was Kunst sei und was nicht, was schön sei und was nicht, ist gedanklich konstruiert. Metaphorisch haben wir damit unsere „Bilder“ von der Welt, die in unseren Köpfen stecken und die unser Wahrnehmen und unser Tun bestimmen. Wer lange und kräftig genug das Bild von der Natur in sich hat, die zu unseren Zwecken genützt und ausgebeutet, „untertan“ gemacht werden kann und muss, hat völlig andere Leitvorstellungen als einer, der diese Natur schützen und bewahren will. An den unterschiedlichen Bildern entzündet sich erst der Konflikt.

Wir konstruieren Vorstellungen des Suchens schon seit Jahrtausenden. In verschiedenen Kulturen verschiedene, zu verschiedenen Zeiten verschiedene. Ich nenne solche Vorstellungen des Suchens *Suchbilder*. Es gibt viele Wege des Suchens. Unter den Suchbildern scheint mir bei Detlef Willand eines der bevorzugten das *Einhorn* bzw. der *Jäger des Einhorns* zu sein. Was hat es nun mit diesem Einhorn auf sich? Es ist ein Symbol der Kraft, des kraftvollen Suchens, im Mittelalter vor allem auch das Symbol der Jungfräulichkeit.

*Dieses ist das Tier, das es nicht gibt*, sagt Rainer M. Rilke im IV. Sonett an Orpheus (II. Teil der Sonette). Und weiter dort: *Zwar war es nicht. Doch weil sie's liebten, ward es reines Tier*. Man kann es jagen, das ist das Motiv des Jägers, aber *nicht erjagen*; der Jäger scheitert, wenn er es nicht in Liebe gewinnt, sichtbar im Gedicht „*La dame à la licorne*“ von Rainer M. Rilke (für Stina Frisell) und sichtbar im gleichnamigen Holzschnitt von Detlef Willand. Hier steht beide Male im Hintergrund der Bezug auf die Gobelin-Folge im Musée de Cluny, die heute als Allegorie der fünf Sinne gedeutet wird. Im Gedicht „*La dame à la licorne*“ lauten die letzten zwei Verse: *dass einst das Einhorn sein beruhigtes Bild/in eurer Seele schwerem Spiegel fände*. Deshalb finden sich auf dem Holzschnitt „*La dame à la licorne*“ von Detlef Willand auch die Sätze: *Wer bin ich/Wer bist du/Du bist ich*. Damit ist, ganz im Sinn der existenzialistischen Ich-Du-Philosophie von Martin Buber ausgedrückt, dass es ein Ich nur in Bezug auf ein Du geben kann und umgekehrt. Auf das eben genannte Spiegelmotiv komme ich noch zu sprechen.

Die nicht gelungene Jagd zeigt sich im Bild „*Homage*“ an Pieter Bruegel, auf dem die Jäger mit mehreren Hunden dahin ziehen. In der Bruegel-Homage oder in dem Bild „*Jäger*“, zuerst mehrere Hunde, dann zwei Hunde, die auf der Jagd begleiten, deutet sich Zahlensymbolik an. Zwei Hunde, die Dualität, deuten auf die realistische, irdische Jagd. Dann aber jagt der Jäger allein und er *versteht*: So jagt er, in Konzentration und transzendierendem Begehren, das richtige Wild – und damit verschwindet der Jäger. Einheit, Einzigkeit kehrt ein, das wahre

Medium der Existenz: das „Hen kai pan“ des Zeno (griechischer Naturphilosoph), die *All-Einheit* des Seins.

Das Einhorn hat keinen Zweck, es ist nur schön und für sich selbst da. Im Silbernen Spiegel richtet es sich auf sich selbst zurück – für-sich-seiend -, es ist nur noch orphische Existenz; so könnten auch die letzten beiden schon zitierten Zeilen im Gedicht Rainer M. Rilkes gedeutet werden: *dass einst das Einhorn sein beruhigtes Bild/in eurer Seele schwerem Spiegel fände*. Der Spiegel ist, wie kaum etwas sonst, ein Ort der Seinsumkehr. Diese Deutungen sind alle bekannt.

Nun will ich eine andere versuchen, eine vielleicht verwegene.

Das Einhorn hat mit dem schönen Wort Nu, im Nu, zu tun, mit dem Augenblick, den wir zwar immerzu erleben, auf unserer Jagd aber nicht fassen können. Indem wir suchen, sind wir Jäger. Doch erst in der Liebe, der allgemeinen und umfassenden, der Liebe zum Leben, kommen wir an unser Ziel. Nicht umsonst haben manche Völker, ehe sie ein Tier erlegten oder einen Baum fällten, sich bei diesen entschuldigt. Und damit sind wir wieder bei Michel Foucault. Zu der Welt, die nicht Komplize unserer Erkenntnis ist, gehört der nicht festgehaltene Augenblick, der Nu, dieses „Eine“ ohne Zeit und Raum, das auch im Einhorn steckt, und dem wir trotz allem Bestand verleihen wollen. Im Hervorbringen, Konstruieren und *Festhalten*. Dazu bedarf es der Kraft, der kreativen, der zielenden, und der bewahrenden.

Der Mensch, der seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtet, ist der Jäger des Einhorns, der als Jäger verschwindet, wenn er das Gesuchte hervorbringen kann.

Deute ich nun diese ästhetisch-philosophischen Überlegungen kulturwissenschaftlich um, so wird klar: Die Suchbilder sind Orientierungsschilder, die uns dazu dienen, unser Gestalten der Welt zu lenken. Beispiele: In der *Technik* ist das Suchbild das der Entlastung und Wirkungserhöhung menschlicher Arbeit; in den *Rechtssystemen* ist das Suchbild das der Regulierung menschlichen Zusammenlebens; in der *Kunst* ist das Suchbild das der autochthonen Gestaltung dessen, was der Künstler oder die Künstlerin als Welt wahrnimmt. Zu diesen Suchbildern gesellt sich das Verlangen nach *Bewahren*.

## 2. Tun und Vollenden

Am 7. März 1954 hielt Gottfried Benn im Süddeutschen Rundfunk und am 8. März 1954 in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München einen Vortrag, der berühmt wurde und bis in die Gegenwart die Schriftsteller immer wieder beschäftigt hat: „Altern als Problem für Künstler“. Er war damals 68 Jahre alt. Was hier an dieser Rede interessiert, die doch vor allem auf das Älterwerden von Künstlern hingeeht, ist eine Grundüberlegung, die für alle Menschen gelten kann. Das ist erstaunlich, es ist in höchstem Maße überraschend, denn Künstler wurden seit jeher für eine besondere „Gattung“ gehalten, deren Bezug zum Leben anderen Regeln gehorcht, als dies im Falle „gewöhnlicher“ Menschen zu gelten scheint –

aber: auch sie betreiben nur ein menschliches Werk.

*Seine Sache fertig machen; tun, was getan werden muss*, sagt Gottfried Benn. Das könnte ein Grundsatz für alle Menschen sein. Ob Frauen und Männer im Beruf, im Handwerk, im Management, oder in der Wissenschaft, im Staatsdienst, oder in der Kunst, in der Pension, oder mit einem arbeitslosen Vermögen das Leben verbringen, die eigene Lebensführung

sollte einem nüchternen Ethos folgen. Mit einer gewissen Hartnäckigkeit müssen die Pflichten des Tages kontinuierlich und konsequent verfolgt werden. Es gibt dabei keinen Unterschied zwischen „großen“ und „kleinen“ Aufgaben.

Natürlich erinnert das an die „Protestantische Ethik“, wie sie Max Weber konzipiert hat. Gibt es nun ein *Kriterium*, an dem sich eine Orientierung festmachen lässt? Gottfried Benn schlägt folgendes vor: *Wenn etwas fertig ist, muss es vollendet sein*. Das ist weder mysteriös, noch ein eitler Gedanke eines Künstlers. „Vollendet“ bestimmt sich an dem, was eine Sache fordert. Ganz nüchtern und geheimnislos geht es darum, das Mögliche können und wollen, und nicht das Unmögliche. Es geht darum, seine Tätigkeiten und seine Wünsche auf klare Ziele auszurichten und die Mittel, die man hat, klug einzusetzen. Das kann auch in anderen Worten, nochmals in jenen von Gottfried Benn, gesagt werden: Rechne mit deinen Defekten, gehe von deinen Beständen aus, nicht von deinen Parolen. In diesem Sinn sind die Bilder Detlef Willands „vollendet“ - im doppelten Sinn des Wortes. Er hat das genannte Kriterium zur Meisterschaft entwickelt.

### 3. Zurück schauen

Als ich mich vor drei Jahren für das Buch „*Wort und Bild*“ mit Gedichten in der Walsertaler Mundart auf die Suche nach Illustrationen machte, bin ich irgendwann an einen Punkt gekommen, da ich verzweifeln wollte. Die Walser Sprache ist knapp, kantig, unverschnörkelt und sehr ausdrucksstark, in manchen Fällen liebt sie das Lakonische. Welche Art von Bildern hätte eben diese Eigenschaften? Da erinnerte ich mich an Detlef Willands Illustrationen zu den Sprichwörtern, die im Gemeindeamt in Riezlern im unteren Stockwerk hängen, und meine Entscheidung war gefallen: *Holzschnitte*. Keine andere Art der bildlichen konkreten Darstellung konnte diese Eigenheiten der Sprache besser ausdrücken. So bin ich heute noch froh, dass ich Detlef Willand zu diesem Buchprojekt gewinnen konnte.

Was hat das, was ich bisher gesagt habe, mit dieser Ausstellung zu tun? Dem Holzschnneider legt die Welt, im buchstäblichen Sinn, „Klötze“ in den Weg. Um hervorzubringen, was in ihnen enthalten ist, ist eine Hilfe nötig, die herbeibeschworen werden kann. Z. B. das Einhorn oder, etwas nüchterner gesagt, die Intuition, die auf Hervorbringen und Bewahren aus ist.

Hervorbringen aus dem Klotz und Bewahren im Druckstock. Die Reproduktion ist ein anderes Thema, wie ja Walter Benjamin gezeigt hat. Hinter dieser Intuition mit einer bestimmten Absicht steht das Suchbild, das ein Stück der Welt autochthon wiedergeben will, ideell und materiell. Um das zu schaffen, ist es nötig, zurück zu schauen. Detlef Willand schaut zurück.

In den *Mythos*: Da gibt es einen Holzschnitt „*Argo*“, das mythische Schiff, mit dem Jason und seine Gefährten auf die Reise gegangen sind; das Schiff ist ein Symbol für Aufbruch und Ausfahrt, aber auch für Scheitern bei Unbedachtheit. Und er schaut zurück in die *Mystik*: z. B. „*Aus dem Dunkel in das Dunkel*“ oder „*Die Drei*“ oder „*Die Boten*“. Hier kehrt Zahlenmystik wieder. Die Eins entspricht der Einheit mit Gott, sie steht aber auch für Individualität und Unteilbarkeit. Die Zwei entspricht der Dualität, in der Schöpfung geteilt in das Positive und Negative, in Licht und Dunkel, Männlich und Weiblich. Die Existenz, die Schöpfung entstand erst mit der Zwei. Die Drei steht für Dreieinigkeit. Sie sagt uns, dass alles im Universum in einer Dreiheit auftaucht, z. B. in der alten Lehre von Seele-Körper-Geist oder in der Lehre von der sancta trinitas. Auch steht die Drei als vermittelndes Prinzip zwischen den Gegensätzen der Dualität. Wir kennen das aus den sozialen Beziehungen. Sind drei zusammen, können sich Koalitionen von zwei gegen einen bilden. Bei zweien geht das nicht.

Der Dritte tritt auf als Vermittler, Schiedsrichter oder Intrigant (so hat Georg Simmel das gesehen).

Detlef Willand schaut zurück in die Naturwissenschaft, in die Philosophie, und – ins eigene Leben. Das führt dazu, dass diese streng gegenständlichen Bilder in ihrer konkreten äußeren Erscheinungsform Geheimnisse bergen, die es zu entschlüsseln gilt. Man könnte auch sagen: Sie sind im Besschen Sinn handwerklich richtig gemacht, haben sich aber einer Ästhetik geöffnet, die aus tieferen Schichten kommt.

Zu den undurchdringlichsten Blöcken zählen die Berge (*Zyklus auf dem Dachboden*), dazu müsste man sagen: Vor allem dann, wenn sie keine Namen haben. In der Geschichte der Menschheit haben die Berge immer eine Verbindung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, zwischen dem Greifbaren und dem Unverständlichen symbolisiert. Unzählige Legenden über Götter, Helden, die Genesis und das Ende der Welt haben diese Berge erklommen, und sie sind nach wie vor dort zu finden. Berge wurden als weiblich und als männlich aufgefasst. Diese Vielfalt zeigt sich besonders gut in den Mythen der Berge. Doch auf Mythisches will ich Ihre Aufmerksamkeit an diesem Zyklus nicht lenken, sondern zum Schluss nochmals auf die Frage des *Zurückschauens*. Der Blick zurück ist nicht nur eine Vergewisserung darüber, was in unserer Erinnerung Gestalt annehmen kann. Er ist auch eine Möglichkeit, Sinn zu schaffen. Aus dem unendlichen Fluss der Ereignisse, der unaufhaltsam durch uns hindurch geht, aus den ewig zahllosen Nus, greifen wir Einzelnes heraus. Durch das Herausgreifen wird es ein *Ereignis*, abtrennbar von anderen. Damit erhält es einen *Sinn*, eine Einzigkeit. Das aber steht nicht mehr hinten im Geschehenen, sondern in unserer Gegenwart.

Also bilden Suchen, Zurückschauen, Konstruieren und Bewahren eine nie endende Schleife, aus der wir unsere Welt aufbauen. Wir könnten daher diese ganze Ausstellung auch als eine Welt verstehen, die Detlef Willand geschaffen hat, um uns zu zeigen, wie sie auch gesehen werden könnte, wenn wir sie nicht als ein identisches Abbild dessen verstehen, was uns selbst täglich vor Augen steht. *Im Sehen liegt die Differenz*.

Eine kurze Geschichte von Eduardo Galeano: „Frau, die heilt“, in: Ders., *Zeit die spricht*. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2005, S. 134.

Ich darf Ihnen einen angenehmen und erhellenden Abend wünschen und dir, Detlef Willand, dafür danken, dass du dich unentwegt bemühst, uns die entschwindenden Augenblicke dieser Welt anschaulich festzuhalten.